

# Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(451.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 17. Februar 2006

Anwesend: **Balharek**, Christa, Karlsruhe; **Blank**, Clemens, Karlsruhe; **Braungardt**, Isolde, Karlsruhe; **Braungardt**, Kurt, Karlsruhe; **Drollinger**, Dr. Kuno, Korntal; **Giebel**, Holger, Fürth; **Haas**, Veronika, (SWR); **Klausing**, Carsten, Heidelberg; **Klotz**, Jeff, Remchingen; **Kohlmann**, Richard, Karlsruhe; **Krimm**, Prof. Dr. Konrad, Karlsruhe; **Moebus**, Stefan, Neckarsulm; **Noe**, Dr. Georg, Ettlingen; **Schwarzmaier**, Lore, Karlsruhe; **Warmbrunn**, Paul, Otterstadt.

Vortrag von

**Dr. Martin Furtwängler**, Karlsruhe

über

## **Denkmäler im 19. und 20. Jahrhundert – das Beispiel Ludwigshafen**

[Folie 1]

Meine Damen und Herren,

wenn Sie sich noch einmal den Titel meines Vortrages vergegenwärtigen, nämlich „Denkmäler im 19. und 20. Jahrhundert,, so ist dabei der Begriff Denkmal keineswegs eindeutig und bedarf einer Präzisierung. Denn seit dem 19. Jahrhundert haben sich zwei Bedeutungsstränge für „Denkmal,, herausgebildet, die bis heute das Begriffsbild bestimmen. Einmal können damit ganz allgemein Bauten oder bauliche Überreste aus vergangenen Zeiten gemeint sein, seien es nun Bürgerhäuser, Sakralbauten, Burgen, Fabrikanlagen etc., also Baulichkeiten, denen als historischer Quelle von der Nachwelt Erinnerungswert beigemessen wird und für deren Fortbestand man aus diesem Grunde Sorge tragen will. Besonders die Denkmalpflege und die Denkmalschutzämter verwenden diesen weiteren Denkmalsbegriff. Daneben gibt es aber auch einen engeren Denkmalsbegriff. Er bezeichnet das selbständige Kunstwerk, das von vorn herein ganz bewusst und auf Dauer im öffentlichen Raum errichtet wurde, um an eine Person oder an ein Ereignis zu erinnern und das, wie Hans-Ernst Mittig es formuliert, „aus dieser Erinnerung

einen Anspruch seiner Urheber, eine Lehre oder einen Appell an die Gesellschaft ableitet und historisch begründet,.

Und um diese Art von Denkmal soll es heute Abend gehen. Diese Denkmäler sind Teil der Erinnerungskultur einer Gesellschaft. Sie bringen zum Ausdruck, woran und wessen öffentlich gedacht werden soll. Sie geben damit Ziele und Gegenstände der Erinnerung für das Gemeinwesen vor. Die politische Bedeutung, die derartigen Denkmälern damit inne wohnt, macht wiederum verständlich, warum sie im Grunde nur von etablierten Kräften in einer Gesellschaft errichtet werden: Also vom Staat selbst, von staatstragenden Gruppen oder aber von solchen Gruppierungen, welche die Meinungsführerschaft in einer Gesellschaft innehaben. Die Opposition baut, solange sie nur Opposition ist, keine Denkmäler. Dazu fehlt es ihr an Macht, Einfluss und Durchsetzungskraft. Aus diesem Grund verweisen Denkmäler auf herrschende geistige Strömungen bzw. auf die herrschenden Gruppierungen in einer Gesellschaft zum Zeitpunkt ihrer Errichtung sowie auf deren Wertvorstellungen und Ziele. Dabei sind Denkmäler zwar meist nur mittelbare Zeugnisse für historische Tatsachen, an die sie erinnern. Dafür aber unmittelbare Dokumente der Geistes- und Mentalitätsgeschichte.

Zum weiteren Vorgehen: Ich werde zunächst kurz in die allgemeine Denkmalsgeschichte in Deutschland umreißen. Daran anschließend werde ich die Situation in Ludwigshafen im Wesentlichen anhand von vier Fallbeispielen erörtern: an zwei Denkmälern aus der Zeit des Kaiserreichs und je eines aus der Weimarer Republik und der Zeit des Nationalsozialismus.

Idee und Grundformen bewusst gesetzter Denkmäler gehen auf die Antike zurück. In der religiös überformten Welt des Mittelalters hatten diese profanen Bildnisse von Ereignissen und Herrschern im allgemeinen keinen Platz mehr. Hier dominierte die religiöse Plastik, so etwa Heiligendarstellungen, die sich im sakralen Umfeld befanden. Dies änderte sich erst mit dem Aufbrechen dieser geschlossenen geistigen Welt in der Renaissance. Die Individualität als menschliche Eigenart wurde wiederentdeckt. Gleichzeitig kam es durch den Verlust des unbezweifelten Jenseitsglaubens zu einer gewissen Säkularisierung des Todes. Beides machte es gerade für Könige und Fürsten möglich und auch attraktiv noch im Diesseits die Erinnerung künftiger Generationen in bezug auf die eigene Person vorzuprägen. Nun ließ man sich auch außerhalb der Friedhöfe vermehrt in Büsten, Statuen oder besonders in Reiterstandbildern verewigen.

Das uns heute bekannte moderne, im Grunde bürgerlich geprägte Denkmal hat sich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgebildet. Es fußte einerseits auf dem Gedankengut

der Aufklärung mit ihren humanistischen Idealen sowie auf der zunehmenden Betonung und Hervorhebung des Individuums als politisch-gesellschaftlicher Größe. Gleichzeitig beruhte es auf dem Erstarken des städtischen Bürgertums und damit auf dem Aufkommen einer bürgerlichen Öffentlichkeit mit einer ausgeprägten öffentlichen Meinung. Diese Komponenten schufen den geistigen und gesellschaftlichen Rahmen, der dem Denkmal als öffentlicher Kunstform zum Durchbruch verhalf und ihm im 19. Jahrhundert geradezu einen Boom bescherte.

Gegenüber den Herrscherdenkmälern des Barock wies das bürgerliche Denkmal mehrere Unterschiede auf, von denen ich zwei hervorheben möchte: Einerseits wurden nun auch nicht-adelige Personen denkmalfähig. Nicht mehr die ererbten Rechte sollten nämlich die Ehrung des Betreffenden bestimmen, sondern an denjenigen sollte mit einem Denkmal erinnert werden, der sich um die menschliche Gesellschaft verdient gemacht hatte. Das Geburtsprinzip des Adels wurde vom bürgerlichen Leistungsprinzip abgelöst.

Auf der anderen Seite wurden mit den Denkmälern nun auch verstärkt politisch-moralische Werte verknüpft. Schon Johann Georg Sulzer hatte 1771 gefordert, dass ein Denkmal nicht einfach nur ein Erinnerungsmal sein dürfe, sondern dass es pädagogisch auf den Betrachter einwirken müsse, um damit zur fortschreitenden vernünftigen Entwicklung des Menschengeschlechts beitragen zu können. Im 19. Jahrhundert wurden derartige Anregungen vielfach im Sinne der bürgerlichen Ideale ausgedeutet und ausgeformt. Das Streben nach bürgerlicher Freiheit oder nach nationaler Einheit, die Lobpreisung zivilisatorischen und ökonomischen Fortschritts, Geniekult und Kulturpatriotismus dominierten und prägten bis 1870 im wesentlichen den Sinngehalt der verschiedenen Denkmalsetzungen.

Das Denkmal wurde dabei mehr und mehr zu einem Medium der Selbstdarstellung des städtischen Bürgertums. Es bot bürgerlichen Kreisen die Möglichkeit zur Gestaltung und Inbesitznahme des öffentlichen Raumes.

[Folie 2]

Ganz besonders deutlich wurde dies bereits bei der Errichtung des Schillerdenkmals in Stuttgart 1839, als die Stuttgarter Bürger sowohl das Denkmal selbst, als auch die Einweihungsfeier kontrollierten und das in einer königlichen Hauptstadt.

Mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 kam es auf politischer Ebene zu einem Zusammenrücken des national gesinnten Bürgertums mit konservativ-adligen Kräften und den

Regierungen. Mit diesem politischen Einvernehmen ging dann auch eine zumindest stillschweigende Zusammenarbeit beider Gruppen bei der Errichtung von Denkmälern einher und es begann die Hochzeit des national-monarchischen Denkmals. Ausdruck dessen waren einer Reihe von Nationaldenkmälern, wie etwa das Niederwalddenkmal (1883), aber auch die zahlreichen Kaiser-Wilhelm-Denkmäler und die vielen Bismarcktürme. Nicht zuletzt kam dies in den unzähligen Kriegerdenkmälern zum Ausdruck, die in fast jedem Ort des Reiches an den siegreichen Feldzug gegen Frankreich 1870/71 erinnerten.

Die Popularität des Denkmals als öffentlicher Kunstform führte letztlich zu einer regelrechten Inflation an Denkmalssetzungen im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Man sprach immer mehr von Denkmalswut und beklagte die mit Monumenten vollgestellten Städte. Das einzelne Denkmal drohte dabei in der Masse einfach unter zu gehen, was Robert Musil später zu dem Satz veranlasste: „Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre, wie Denkmäler....“. Hatte sich die aufkommende Kritik am Denkmal zunächst noch auf Einzelheiten wie Stil, Kostüm oder die Unverständlichkeit einzelner Sinnbezüge bei den verschiedenen Denkmälern beschränkt, so wurde sie an der Wende zum 20. Jahrhundert immer grundsätzlicher. Man bemängelte nun prinzipiell die abnehmende Qualität und Originalität der Denkmäler und bei vielen Kunsthistorikern, aber auch in der veröffentlichten Meinung begannen sich Zweifel am Medium Denkmal an sich zu regen. Der Kunsthistoriker Wilhelm Bode z.B. verlangte 1907 Ausschüsse zur Beseitigung bestimmter Denkmäler und erklärte eine solche „ästhetische Luftreinigung,, gar zur nationalen Tat.

In der ja noch jungen, erst 1853 selbständig gewordenen Stadt Ludwigshafen am Rhein konnte im Gegensatz zu anderen Städten am Ende des 19. Jahrhunderts von einer Überfrachtung des öffentlichen Raumes mit Denkmälern kaum gesprochen werden. Um 1890 existierte hier einzig das noch heute auf dem Hauptfriedhof vorhandene Kriegerdenkmal für den Krieg 1870/71, das 1873 eingeweiht worden war.

[Folie 3]

Ein Denkmal in der Innenstadt fehlte gänzlich. Grund für diese Zurückhaltung war letztlich wohl der Charakter der Stadt selbst. In Ludwigshafen war man in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung offensichtlich mehr mit dem Aufbau der Stadt, mit Handel und Gewerbe, also mit dem Blick nach vorn in die Zukunft beschäftigt, als dass der Blick zurück, die Berufung auf die Vergangenheit den Stadtvätern ein dringendes Anliegen gewesen wäre. Zu rasant war wohl

die Entwicklung der Stadt, die nicht zu Unrecht wegen ihres damals explosionsartigen Wachstums mit Chicago verglichen wurde.

Doch ganz konnte und wollte man sich dem allgemeinen Trend nicht verschließen. Das Fehlen repräsentativer Denkmäler wurde von Teilen der Bürgerschaft zunehmend als Manko empfunden. Im Jahr 1888 ergriffen schließlich mehrere Honoratioren der Stadt die Initiative, führten eine private Sammlung unter Ihresgleichen durch und boten dem Stadtrat im Juli des Jahres die Summe von 3.500 Mark an, mit der ein Fonds zur Errichtung eines König-Ludwig (I.)-Denkmals ins Leben gerufen werden sollte. Der Stadtrat akzeptierte, und beschloss, wie dies bei derartigen Projekten im Kaiserreich üblich war, die Bildung eines Komitees, das die Umsetzung des Denkmalprojekts zu Ehren des Stadtgründers voranzubringen hatte.

[Folie 4]

Aufgrund unzureichender Finanzmittel dümpelte das Projekt jedoch jahrelang vor sich hin, obwohl die finanzkräftigsten und angesehensten Teile der Bürgerschaft im Denkmalskomitee vertreten waren. Lediglich auf die Brunnenform und auf den Standort, nämlich den zentral gelegenen Ludwigsplatz, legte man sich Anfang 1891 fest. Richtig in Gang kam das Denkmalprojekt erst durch einen Anstoß von dritter Seite fünf Jahre später. Nun 1896 bot der Direktor der Pfälzischen Eisenbahnen, Jakob Ritter von Lavale,

[Folie 5]

der Stadt, den auf der „Bayerischen Landesausstellung zu Nürnberg [aufgestellten] aus Steinen...gefertigten Monumentalbrunnen,, an „welcher an seinem dermaligen Orte nicht verbleiben [könne, wie er schrieb], sondern in der Pfalz zur Aufstellung kommen soll,. Von Lavale, selbst Mitglied des Denkmalkomitees, verwies in seinem Angebotsschreiben noch darauf, dass das Denkmal bereits das Medaillonporträt des Prinzregenten Luitpold trage,

[Folie 6]

wodurch die Stadt bei Aufstellung des Brunnens auch noch die dankbare Anerkennung für den unter der Regierung Luitpolds erstellten gleichnamigen Hofen zum Ausdruck bringen könnte.

Für beide Seiten war diese Entwicklung wohl ein Glücksfall. Die Eisenbahnen fanden Verwendung für ihren Brunnen. Denkmalkomitee und Stadt erhielten ein Monument, nach dem sie auch von der Art her gesucht hatten, allein für die Aufstellungskosten. Diese beliefen sich

zwar immer noch auf stolze 9.500 Mark, was im Gegensatz zu den ca. 35.000 Mark Gesamtbaukosten allerdings doch recht günstig war.

Zwar musste man noch einige Veränderungen an Emblemen und Inschriften vornehmen, doch einer Umsetzung der Denkmalspläne stand nun nichts mehr im Wege. Die Einweihung des neuen Denkmals fand schließlich unter der Teilnahme des Prinzregenten vor Tausenden von Menschen am 06. September 1897 auf dem Ludwigsplatz statt.

[Folie 7 und 8]

In der Mitte dieses in der Stadt zentralen Platzes befand sich nun ein Brunnen im Stil der Neorenaissance,

[Folie 9]

entworfen vom Architekten der Pfälzischen Eisenbahnen Jakob Brunner, gefertigt aus den verschiedenfarbigen Sandsteinarten der Pfalz von gelblich-weiß bis dunkelrot.

[Folie 10]

Über dem Brunnenbecken erhob sich ein von Säulen umrahmter Denkmalskörper, der – sich nach oben etwas verjüngend – schließlich von einem Obelisk gekrönt wurde. Insgesamt erreichte das Denkmal eine Gesamthöhe von 15 m. Auf der Nordseite auf halber Höhe des Denkmals befand sich ein Reliefporträt von König Ludwig I. Über der Königskrone war ein geflügeltes Rad zu sehen, was an die Einrichtung der Eisenbahn in Ludwigshafen 1847/49 erinnern sollte.

[Folie 11]

Gegenüber auf der Südseite befand sich als Pendant das Reliefporträt von Prinzregent Luitpold. Darüber war ein kleines Schiffsmodell mit aufgeblähtem Segel angebracht, was auf die Erbauung des Luitpoldhafens in der Stadt während seiner Regentschaft verwies. Auf der dem Ludwigsplatz zugekehrten Ostseite konnte man das Doppelwappen Bayern-Pfalz sehen, darunter die Inschrift „Bayern und Pfalz, Gott erhalt's“. Auf der gegenüberliegenden Seite hing das damalige Stadtwappen von Ludwigshafen, auf dem Fries darunter war eine Inschrift eingefügt, die auf den Anlass der Errichtung des Denkmals verwies, nämlich als „Erinnerung an die Gründung Ludwigshafens durch König Ludwig I. und an die Erbauung des

Luitpoldhafens durch Prinzregent Luitpold.” Der Schaft des Obelisken war mit Emblemen des Handels, des Gewerbes, der Kunst und der Industrie geziert.

Die Ausführung des Denkmals betonte zweierlei: Einerseits den lokalen Charakter des Monuments. Themen sind ja die Gründung und die Fortentwicklung der Stadt Ludwigshafen. Diesen lokalen Bezug wollte man von Seiten der Initiatoren auch von Anfang an gewahrt wissen. Um ihn nicht zu gefährden hatte man schon bei der Planung dezidiert darauf verzichtet, finanzielle Beiträge von außerhalb der Stadt einzuwerben. Andererseits geht das Monument in seiner Aussage weit über die lokalen Verhältnisse hinaus. Es ist in gewisser Weise ein Beispiel für ein national-monarchisches Denkmal. Die Verdienste des Herrscherhauses stehen im Mittelpunkt, ihm wird gehuldigt, Verbesserungen und Leistungen des Staates für die Stadt werden ihm zugeschrieben. Dabei stand jedoch nicht so sehr der einzelne Monarch im Vordergrund, wie die einfache Hinzunahme des Prinzregenten in das ursprüngliche auf König Ludwig I. ausgerichtete Denkmalskonzept offenbart. Nein, es ging hierbei um eine Huldigung der Monarchie als solcher, die durch ihr Handeln nicht nur das Fundament für die Existenz der Stadt gelegt hatte, sondern durch Eisenbahn- und Hafenausbau auch für deren Wohlergehen und Weiterentwicklung sorgte. Die eigenen Verdienste der Bürger an der Entwicklung ihrer Stadt wurden zwar nicht vergessen, sie fanden sich in den Emblemen am Schaft des Obelisken wieder. Sie traten jedoch gegenüber denen der Monarchen eindeutig in den Hintergrund. Dieses Denkmal war demnach darauf ausgerichtet die bestehende konstitutionelle Ordnung in Deutschland bzw. in Bayern zu feiern und ihren Bestand als Voraussetzung für weitere Prosperität auszuweisen. Es ist Ausdruck für das Bewahrenwollen des Erreichten und damit ein geradezu typisches Beispiel für eine großbürgerliche Denkmalssetzung im Kaiserreich. Und diese Bejahung des politischen und gesellschaftlichen status quo soll mit und durch das Monument Bestandteil der kommunalen Identität von Ludwigshafen werden. Dabei sind, wie aus der Einweihungsrede von Bürgermeister Krafft hervorgeht,

[Folie 12]

natürlich auch die kommenden Generationen mit in die Pflicht genommen. Dieser Brückenschlag in die Zukunft ist fast allen Denkmalsetzungen bis heute eigen – nicht nur in Ludwigshafen.

Schon wenige Jahre später kam es zum zweiten großen Denkmalsprojekt in der Geschichte der Stadt. Anlass war das 50jährige Jubiläum der Erhebung Ludwigshafens zur selbständigen Gemeinde im Jahr 1903. Die Anregung zu diesem Projekt kam wieder aus der Ludwigshafener

Honoratiorenschicht. Die Denkmalseinweihung sollte dabei den Höhepunkt und den Abschluss der sich über das Jahr hinziehenden Jubiläumsfeierlichkeiten bilden. Dem von Stadtgärtner Carl Brehm und wiederum von Jakob Brunner, entworfenen Monument in Brunnenform wurde von Seiten der Stadtspitze große Bedeutung beigemessen. Dies machte schon die Standortwahl deutlich. Denn die Stadtväter bestimmten als Aufstellungsort das sogenannte Brückendreieck,

[Folie 13]

also das Einfallstor nach Ludwigshafen, wenn man von Mannheim aus über die Rheinbrücke in die junge Industriestadt gelangte. Dieser Flecken Innenstadt hatte bis zum damaligen Zeitpunkt noch überhaupt keine Gestaltung erfahren und war im Wesentlichen ein unansehnlicher Lager- und Kiesplatz. Nichtsdestotrotz drängte sich das Brückendreieck zur Repräsentation und zur städtischen Selbstdarstellung aufgrund seiner Lage geradezu auf. Das Jubiläumsdenkmal gerade hier zu platzieren, machte somit deutlich, dass es zum Aushängeschild Ludwigshafens werden sollte und gewissermaßen ein Prestigeprojekt der Stadt darstellte. Darüber hinaus setzte man mit dieser Platzwahl aber noch in einer weiteren Hinsicht einen städtebaulichen Akzent. Durch seine Errichtung am Südrand der Innenstadt musste der sogenannte Jubiläumsbrunnen einen Kontrapunkt zu dem auf dem Ludwigsplatz im Norden befindlichen Monumentalbrunnen bilden. Die damalige Innenstadt wurde somit durch zwei monumentale Denkmäler eingerahmt.

Die Erwartungen, die an die Ausgestaltung des neuen Monuments gerichtet wurden, waren folglich groß. Die Pfälzische Rundschau beispielsweise pries das Denkmals bereits im Vorfeld als kommende *„Zierde Ludwigshafens, die in künstlerischer Hinsicht zu dem Bedeutendsten gehören dürfte, was in unserer Zeit in Monumentalbrunnen geleistet worden ist,“*. Die Errichtung des Denkmals wurde zudem als *„echt lokalpatriotische[s] Werk,“* propagiert. Sich an seiner Verwirklichung zu beteiligen, avancierte geradezu zur Bürgerpflicht. Und dieses Ansinnen fiel bei großen Teilen der Bevölkerung durchaus auf fruchtbaren Boden, was in umfangreichen Geldspenden und auch unentgeltlichen Leistungen vieler örtlicher Firmen bei der Errichtung des Denkmals zum Ausdruck kam.

Die Umsetzung des einmal im Stadtrat beschlossenen Denkmalbaukonzeptes ging sehr rasch vonstatten und so stand der festlichen Einweihung des neuen Monuments am Sonntag, den 11. Oktober 1903 bald nichts mehr im Wege. Als der große Tag anbrach, waren alle öffentlichen Gebäude schon beflaggt, die Ludwigstraße von Flaggenmasten gesäumt. Nach dem Empfang des Regierungspräsidenten Ritter von Neuffer am Bahnhof, wand sich der Zug der zahlreichen

Vereine, die an den Feierlichkeiten mitwirkten, durch die Ludwigstraße bis zum Brückendreieck, wo er bereits von vielen Schaulustigen erwartet wurde.

[Folie 14]

Die Ehrengäste konnten auf einer eigens errichteten Tribüne Platz nehmen. Es folgten Musik, Festgesänge, die Weiherede hielt Bürgermeister Krafft, bevor als Höhepunkt das Denkmal enthüllt wurde und der Brunnen besichtigt werden konnte. Die gehobene Gesellschaft traf sich dann zum Festessen im Gesellschaftshaus. Für die übrige Bevölkerung wurde am Nachmittag ein Volksfest veranstaltet, mit Kletterbaum samt Gabenring, Volksspielen und Musikdarbietungen. Ein Fest also, das nach damaligem Verständnis die gesamte Bevölkerung ansprechen musste.

Erreichte man von nun an Ludwigshafen über den Rhein,

[Folie 15]

so erhob sich vor dem Betrachter am Brückendreieck im wahrsten Sinne des Wortes ein Monumentaldenkmal: auf einer schätzungsweise 6-7 Meter hohen Felsengruppe aus unbehauenen Steinen aus dem Pfälzerwald, die in einem 12 Meter breiten Wasserbassin ruhte, stand die Figur der Bavaria von 2,60 m Größe.

[Folie 16]

In der rechten Hand hielt sie das Symbol der staatlichen Gewalt, das Schwert und wurde eskortiert von einem zu ihrer Rechten sitzenden Löwen. Beide, Bavaria und Löwe, waren die für das Land Bayern gebräuchlichen Allegorien und brachten so die territoriale Hoheit des bayerischen Königsreiches über die Stadt Ludwigshafen zum Ausdruck. Mit ihrer linken Hand überreichte die Bavaria der unter ihr stehenden, sich auf das Stadtwappen stützenden allegorischen Mädchengestalt, welche die Stadt Ludwigshafen versinnbildlichte, die Mauerkrone als Zeichen der Erhebung Ludwigshafens zur selbständigen Gemeinde 1853. Zu den Füßen dieses Ensembles, im unteren Bereich der Felsengruppe befanden sich mehrere Figuren: der Vater Rhein, ein Ruder in der einen Hand haltend, in der anderen eine Urne, aus der sich ein Wasserstrahl in das Bassin des Brunnens ergoss. Ein Drache, der – aus der Höhle der Felsengruppe kriechend – einen Wasserstrahl 9 Meter senkrecht in die Höhe spie. Auf der Rückseite des Felsengebildes befand sich eine Nixe, die aus dem Wasser des Brunnens auftauchend die Vorgänge auf der Hauptseite zu belauschen schien. Verschiedene kleine

Tierbilder, wie Eidechsen, Frösche usw. ergänzten die Darstellung. An der Felsengruppe war eine Inschrift angebracht, die auf den Anlass der Denkmalserrichtung und auf die Finanzierung des Denkmals durch die Bürgerschaft hinwies. Umgeben war das Denkmal von einer großzügig gestalteten Gartenanlage. Ein wichtiges, für die damalige Zeit faszinierendes gestalterisches Moment stellten darüber hinaus die in den verschiedenen Spalten und Höhlen der Felsengruppe angebrachten elektrischen Beleuchtungskörper dar, die dem Denkmal nachts zumindest aus der Nähe einen Lichterglanz verliehen und zunächst viel Publikum anzogen.

Doch trotz dieser publikumswirksamen Effekte sah sich das Denkmal von Anfang an heftiger Kritik ausgesetzt. Schon im Genehmigungsverfahren selbst hatte die Regierung in Speyer dem Denkmalsentwurf zunächst ihre Zustimmung verweigert und bei den Ministerien in München erhebliche konzeptionelle und ästhetische Bedenken vorgebracht. So sehr sich die Kritik aus Speyer zuweilen in ästhetischen Spitzfindigkeiten verstieg, so traf sie mit ihren Hinweisen auf die unglückliche Gesamtkonzeption doch den Kern des Problems, der diesem Denkmal innewohnte. Denn der Jubiläumsbrunnen wies einerseits mit dem Vater Rhein, dem wasserspeienden Drachen, den Fröschen etc. aber auch mit der Felsengruppe selbst eine mythische Komponente auf, die gleichsam wie eine Märchenlandschaft wirkte. Man fühlt sich an die Sagen- und Zauberwelten erinnert, mit denen König Ludwig II. einen Teil seiner Schlösser hatte ausstatten lassen. Im Zentrum bzw. auf der Spitze des Monuments aber standen mit den Allegorien der Bavaria und der „Ludwigshafia,, Figuren, die eine von Ernsthaftigkeit und Erhabenheit geprägte Szene veranschaulichen sollten, eben den Akt der Gemeindewerdung Ludwigshafens. Der Jubiläumsbrunnen, der beide Bereiche direkt miteinander kombinierte und verband, erschien dadurch recht kitschig und unecht. Dieser Eindruck wurde noch wesentlich dadurch verstärkt, dass der Brunnen insgesamt in einem starken Kontrast, ja geradezu in einem Gegensatz zur brodelnden Industriestadt Ludwigshafen stand und wie ein Fremdkörper in ihr wirken musste. Er war keineswegs ein Gebilde, das *„den künftigen Generationen ein Denkmal des Wachsens und Gedeihens der unvergleichlichen Entwicklung des jungen Gemeinwesens in den ersten 50 Jahren seines Bestehens sein,,* konnte, wie es die Pfälzische Rundschau suggerierte. Vielmehr fehlten gerade die Motive, die das für die Stadt Typische thematisiert hätten, Motive, die auf ihre eigene Tradition des rasanten und schnellen Wachsens, der Betriebsamkeit oder aber auf Handel und Industrie hätten anspielen können. In dieser Hinsicht stand das Denkmal noch hinter dem Monumentalbrunnen zurück, wo ja zumindest in kleinen Beifügungen auf Handel und Gewerbe als für die Stadt bedeutend hingewiesen wurde. Dieser Aspekt einer Ferne zur industrialisierten Welt kennzeichnete zwar viele Monumentaldenkmäler

der damaligen Zeit. Bei einem Denkmal, das die Gründung und Geschichte einer Industriestadt zum Thema haben sollte, ist dies jedoch recht befremdlich.

Was als Aussage des Monuments fassbar bleibt, ist somit vor allem die Lobpreisung der Staatsmacht und der bestehenden Ordnung insbesondere durch die allegorischen Frauengestalten. Denn wie beim Monumental- so erschien auch beim Jubiläumsbrunnen die Gründung der Stadt als ein Akt, den der Staat huldvoll gewährte, für den er andererseits aber auch die Treue und Loyalität der Bürger erwartete. Die darum herum gruppierte Märchenwelt blieb jedoch unverständlich. Sie war allenfalls dekorativ.

Dass sich die Regierung mit ihren berechtigten Einwänden letztlich nicht durchsetzen konnte, lag an dem politischen Druck, den die Stadtspitze Ludwigshafens für die Realisierung des eingereichten Konzepts entfaltete. Und auf einen öffentlichen Eklat wollte man es in Speyer eben nicht ankommen lassen.

Die Reaktionen in der publizierten Öffentlichkeit auf das Denkmalsprojekt waren kurz nach der Einweihung recht gemischt. Während die Pfälzische Rundschau das Monument auch weiterhin wohlwollend beurteilte und der Generalanzeiger von zustimmenden Leserbriefen in Reaktion auf die Einweihung berichtete, kam von Seiten des Pfälzischen Kuriers heftige Kritik. Unter der Überschrift *„Auch ein Denkmal,“* ließ der Redakteur seinem Unmut freien Lauf:

*„In Ludwigshafen wurde am Sonntag ein ‚Denkmal‘ geweiht. Daß es dabei sehr festlich, sehr loyal und sehr musikalisch zugeht, versteht sich von selbst. Allmählich lernt man ja im Zeitalter der ‚Marksteine‘ und ‚Monumente‘, wie es gemacht wird. Ganz nach Berliner Muster: abgesperrter Festplatz, nur statt Militär Feuerwehr, Aufmarsch der Vereine, Ankunft der hohen Herrschaften, Cercle und Vorstellung. Dann stimmungsvolle Pause. Und nun – wie könnte es anders sein – Beethovens ‚Die Himmel rühmen‘. Dieser ‚mächtig packende‘ Chor gehört zum Menü solcher Feiern so sicher wie Nudelsuppe zu irgend einem bürgerlichen Zweckessen. Hierauf Festrede, die Hülle fällt, die ‚Böller knallen lustig drein‘ und Mozart's Weihegesang ‚O Schutzgeist‘ leitet hinüber zum Fürstenhoch. – Nun ist der ‚Jubiläumsbrunnen‘ enthüllt. Aber die Kunst würde nichts verloren haben, wäre er ewig bedeckt geblieben. Schade um das schöne Geld. Als hätte irgend Einer wahl- und zwecklos eine Nürnberger Spielzeugwarenschachtel auf einem Felsen umgestülpt, so sieht das ‚Denkmal‘ aus... Daß die Ludwigshafener, als sie dies sahen, in ‚lauten Jubel‘ ausbrachen, wie es im Festbericht heißt, glauben wir gerne, denn solch ein Anblick reizt unbedingt zu harmloser Fröhlichkeit.,“*

Nach dieser die Innenstadt Ludwigshafens umfassenden eben beschriebenen Denkmalsklammer kam es bis 1918 nur noch zur Errichtung eines kleineren Schillerdenkmals am nördlichen Rand des Ludwigsplatzes gegenüber dem Bahnhof im Jahr 1905.

[Folie 17]

Nach dem Ersten Weltkrieg herrschte zunächst einmal in ganz Deutschland große Zurückhaltung, was die Bautätigkeit von größeren Denkmälern anlangte: Finanzielle Engpässe, Inflation und politische Unruhen ließen zahlreiche Denkmalsprojekte im Planungsstadium verharren oder brachten schon bereits begonnene Vorhaben zunächst zum Stillstand. Darüber hinaus prägten Unsicherheit über die eigene Stellung in der Welt, Unsicherheit über die moralischen und staatlichen Werte und Zielvorstellungen die Zeit der Weimarer Republik und ließen ein Klima für stolzes Gedenken nicht aufkommen, das den meisten Denkmälern bis 1914 eigen war. Zudem hatte die Inflation an Monumenten gegen Ende des Kaiserreiches das Denkmal ohne Frage entwertet. Die Überzeugung war weit verbreitet, dass es ein Medium und eine politische Methode der vergangenen Kaiserzeit wäre – es galt vielfach als unmodern.

Insgesamt konzentrierte sich das Denkmalwesen in der Weimarer Republik deshalb sehr stark auf Kriegerdenkmäler, deren absolute Hochzeit nun allerdings anbrach. Dies traf auch auf Ludwigshafen zu. Jenseits der Gefallenenehrenmale kam es hier nur noch zur Errichtung zweier kleineren Denkmäler für ehemalige Bürgermeister [Folie 18 und 19] und eines für die Opfer des Explosionsunglücks in der BASF am 21. September 1921 [Folie 20]. Die Konzentration auf Kriegerdenkmäler ist nicht weiter verwunderlich. Zu groß war der Blutzoll des Ersten Weltkrieges mit seinen 2 Mio. toten Soldaten allein auf deutscher Seite, als dass man daran hätte vorbei gehen können. [Folie 21] Die Stadt Ludwigshafen hat dem schon recht früh und trotz erheblicher finanzieller Probleme mit der Errichtung eines allgemeinen Kriegerdenkmal in Gestalt einer Säulenhalle auf dem Hauptfriedhof 1919/20 Rechnung getragen. In den 20er Jahren folgte diesem Beispiel auch die BASF, [Folie 22] die 1923 ein Denkmal für die gefallenen Werksangehörigen im Stadtteil Hemshof errichten ließ, das vor allem die Trauer der Hinterbliebenen thematisierte. Kurze Zeit später, 1925 und 1926, betätigten sich auch drei protestantische Kirchengemeinden bzw. protestantische Vereine als Bauherren von Kriegerdenkmälern, die im Gemeindehaus im Stadtteil Mundenheim, sowie an der Lutherkirche und an der Apostelkirche im Stadtteil Hemshof Aufstellung fanden. Auf das Denkmal an der Apostelkirche möchte ich nun näher eingehen. [Folie 23]. Initiator dieses Denkmalprojekts war der Protestantische Arbeiter- und Bürgerverein Ludwigshafen-Nord e.V.,

welcher der Apostel-Kirchengemeinde sehr nahe stand. Schon kurz nach Beendigung des Weltkrieges waren von seiner Seite Anregungen zur Errichtung eines Denkmals ausgegangen. Sammlungen unter den Gläubigen der Pfarrei ergaben recht schnell eine Summe von 20.000 M, die jedoch der Inflation 1923 zum Opfer fiel. Doch bereits zwei Jahre später hatte der Verein dann wieder einen namhaften Betrag beisammen und die Kirchengemeinde erklärte sich bereit, die weiteren Kosten zu tragen. Die Ausführung des Denkmals übernahm der Bildhauer Theodor Joanni, ein Hemshöfer und Mitglied des Arbeiter- und Bürgervereins. [Folie 24] Die Einweihung des Monuments fand am Ostersonntag, den 04. April 1926 vor einer großen Menschenmenge statt.

[Folie 25]

Das dem Realismus verhaftete Denkmal besteht aus einer Christusfigur, die die Hände segnend über einen auf einem Steinblock liegenden Soldaten hält, dessen kantiges, grob geschnittenes Antlitz ihn weniger als Individuum, denn als Typus des Gefallenen erscheinen lässt. [Folie 26] Die rechte Hand des Soldaten umfasst noch das abgebrochene Schwert, den Kopf des Kriegers bedeckt sein Helm. Die Ruhestätte, auf welcher er liegt, ziert ein Zitat aus der Offenbarung des Johannes „Sei getreu bis in den Tod,„In den Denkmalssockel und die sich anschließenden Seitenteile sind die Namen der 470 Gefallenen der Kirchengemeinde eingemeißelt.

Passend zur Umgebung des Standorts steht im Zentrum des Denkmals die Christusfigur. Deren Segnungsgeste verweist auf den Gedanken der Erlösung für diejenigen, die gesegnet werden, also hier die gefallenen Soldaten, für die stellvertretend der gefallene Krieger aufgebahrt ist. Damit wird letztlich das Weiterleben der Gefallenen in einer himmlischen Sphäre bzw. ihr Einzug ins Paradies angedeutet. Diese Interpretation wird auch dadurch gestützt, dass der Einweihungstermin des Denkmals auf den Ostersonntag gelegt worden war, an dem ja bekanntlich die Auferstehung Christi gefeiert wird. Der Sinngehalt des Monuments ist also insofern stark christlich geprägt, bestehend aus christlicher Erlösung und christlichem Heil für die gefallenen Soldaten. In der Konsequenz dieses Interpretationsmusters konnte das Denkmal also durchaus christlichen Trost für die Hinterbliebenen vermitteln, die um ihre Väter, Brüder und Söhne trauerten.

Doch dies ist nicht die einzige Bedeutungsebene dieses etwas ambivalenten Monuments. Dies war auch ganz offensichtlich nicht die Hauptintention, welche die Initiatoren des Denkmals mit seiner Errichtung verbanden. Dies wird deutlich in der Rede, die Pfarrer Ferckel anlässlich der Einweihung hielt und die ich Ihnen in Auszügen vortragen möchte:

*„Die gewaltige Christusfigur zwingt den Beschauer mit unwiderstehlicher Macht in ihren Bann: Segnend breitet sie die Hände aus über einen Krieger, den auf blutiger Wallstatt der Schlachtentod dahingerafft hat mitten heraus aus blühenden, kraftvollen Leben, mit dem abgebrochenen Schwert in der Hand, einem Sinnbild der bis zum Äußersten bewährten Ausdauer und Opferfreudigkeit im hl. Großen Dienst für's Vaterland. Gedanklich gibt das schöne Denkmal Ausdruck dem Schriftwort in der Offenbarung; Sei getreu bis in den Tod. Dies Wort haben all die tapferen Helden wahrgemacht, deren Namen auf dem Sockel des Denkmals eingemeißelt sind. Sie alle haben sich für die Heimat, für Volk und Vaterland aufgeopfert...und damit sind sie eingetreten in die Nachfolge dessen, der einmal gesagt und durch die Tat es bewahrheitet hat: Niemand hat größere Liebe denn der, daß er sein Leben lasset für seine Freunde für seine Brüder. Was sie erduldet und erlitten steht ganz einzig, gehört zu den allergrößten Ruhmestaten, von denen die Weltgeschichte uns Kunde gibt...Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen! In diesen ergreifenden Worten hat Heinrich Lersch, der Arbeiterdichter, dem Geist und Willen Ausdruck verliehen, der unsere Helden beseelte, ihnen die Kraft gab zur Treue bis an den Tod.,,*

Für Pfarrer Ferckel spielte das Motiv der Trauer und das des Trostes für die Hinterbliebenen schon 8 Jahre nach Kriegsende keine oder fast keine Rolle mehr.

Für ihn standen vielmehr der heroische und der nationale Aspekt im Vordergrund. Zunächst einmal wurden die gefallenen Soldaten unterschiedslos als Helden charakterisiert, deren Tun und Handeln als stets vorbildlich dargestellt. Dies zeigte sich nach Ferckel nicht zuletzt darin, dass sie sich für das Vaterland hingeeben hätten. Das abgebrochene Schwert war für den Geistlichen Symbol für den unbedingten Kampfeswillen der Gefallenen und nicht ein Zeichen für die Niederlage Deutschlands, wie Ute Scherb kürzlich dieses Motiv interpretierte.

Darüber hinaus erscheint der Tod der Gefallenen in den Schützengräben in der Rede Ferckels an mehreren Stellen zumindest unterschwellig als freiwilliges Opfer. Nichts ist zu spüren vom Schrecken des Stellungskrieges, dem wohl fast jeder Kriegsteilnehmer gern entkommen wäre. Doch nicht nur das. Durch ihren Opfertod treten die Soldaten für Ferckel auch in die Nachfolge Jesu ein, wodurch der Pfarrer letztlich eine Nähe des Soldatentodes mit dem Opfertod Christi suggeriert, ohne dies allerdings explizit zu verbalisieren. Doch auch ohne diese Analogie wurden die Gefallenen aus dem Kreis der Menschen herausgehoben und in eine übernatürliche geradezu heilige Sphäre entrückt. Doch der Orientierungspunkt dieser Überhöhung war kein christlicher. Im Zentrum stand das Vaterland. Für das Vaterland war laut Ferckel kein Opfer zu

groß. Dem Vaterland musste man getreu sein bis in den Tod. Das Vaterland musste Leben, egal zu welchem Preis. Dies war die Losung, mit der für den Pfarrer die gefallenen Soldaten in den Kampf gezogen waren und den Tod gefunden hatten. Das Vaterland wurde hier zum absoluten Wert – es erhielt eine pseudo-religiöse Bedeutung. Die christlichen Symbole und Zeichen und auch die Inschrift aus der Offenbarung des Johannes waren also letztlich dazu da, um dies zu unterstreichen.

Der von Pfarrer Ferckel intendierte Charakter des Denkmals war somit im Grunde ein politischer. Er überlagerte und verformte den durchaus vorhandenen christlichen Gehalt des Monuments in weiten Teilen. Er stand letztlich für den Versuch, dem Ersten Weltkrieg und seinen Opfern einen Sinn zu geben und damit die Massen an Toten zu rechtfertigen. Denn die Frage nach dem Sinn des Krieges und seiner Opfer stellte sich in Deutschland geradezu zwingend. Schließlich gehörte man dieses Mal zu den Verlierern und konnte so nicht wie 1871 aus dem Sieg und der Errichtung des Reiches die Sinngebung für die eigenen Opfer ziehen.

Kriegerdenkmäler, wie das vor der Apostelkirche waren deshalb in letzter Konsequenz der Versuch, die Niederlage Deutschlands offensiv zu bewältigen und den Krieg als solchen nicht als sinnlos dastehen zu lassen. Mehr noch. Berücksichtigt man, dass die Inschrift am Denkmal bei der Apostelkirche zu vorbildlichem Handeln aufforderte und gleichzeitig ihres christlichen Bedeutungszusammenhangs entkleidet werden konnte, so schwingt darin zumindest ein Stück weit die Aufforderung mit, den Gefallenen des Ersten Weltkrieges nachzueifern und damit Revanche für die erlittene Niederlage im großen Krieg zu nehmen. Dieses Motivgeflecht, war besonders den konservativen Kreisen in der Weimarer Republik ein Anliegen, insbesondere den damals in Bezug auf Denkmalsetzungen sehr aktiven Kriegervereinen. Die evangelische Kirche und auch viele ihrer Pfarrer standen dem aufgrund ihrer Ausrichtung auf den Staat im Kaiserreich vielfach sehr nahe. Eine Interpretation, wie Ferckel sie vorlegte, war deshalb keineswegs eine Seltenheit unter protestantischen Geistlichen der Zeit und ja sie herrschte in Ludwigshafen bei Denkmalsenthüllungen in der Weimarer Republik sogar vor.

Die Dominanz militärischen und nationalen Gedankenguts im Zusammenhang mit der Errichtung von Kriegerdenkmälern in der Weimarer Republik hing letztlich auch damit zusammen, dass sich andere gesellschaftliche Gruppen wie die katholische Kirche aber auch die Linksparteien, und hier allen voran die SPD, bei der Errichtung solcher Ehrenmale in großer Zurückhaltung übten und das Feld den Konservativen überließen. Nur recht wenige Kriegerdenkmäler wie z.B. das der BASF von 1923, weisen in eine andere Richtung.

Gesteigert und überspitzt fanden sich viele der Motivstränge des Denkmals an der Apostelkirche später in den Kriegerdenkmälern der NS-Zeit auch in Ludwigshafen wieder, wengleich dann ohne jeglichen christlichen Bezug.

In der Zeit des Nationalsozialismus nahm die Bautätigkeit im Denkmalsbereich sowohl reichsweit wie auch in Ludwigshafen weiter ab. Hintergrund war eine spürbare Distanz der NSDAP gegenüber diesem Medium, haftete den Denkmälern doch etwas Statisches an. Und dies widersprach dem Eigenbild der Partei, die sich doch als Bewegung verstand und Dynamik propagierte. Hitler selbst hatte es sich ja ausdrücklich verboten, dass zu seinen Lebzeiten Monumente oder Gedenktafeln von ihm aufgestellt und angebracht würden. Die dennoch ausgeführten Denkmäler in der NS-Zeit standen deshalb fast immer unter dem Vorzeichen, als Kulisse oder als Veranstaltungsort für die vom Regime so geschätzten Massenveranstaltungen dienen zu können, bei denen sich das nationalsozialistische Gesellschaftsbild in der Gegenüberstellung von Führer und Gefolgschaft einüben ließ.

In Ludwigshafen kam es neben den erwähnten Kriegerdenkmälern sowie einem Siegesbrunnen für den Polenfeldzug [Folie 27] – quasi konsequenterweise – nur noch zu einer einzigen Denkmalserrichtung, auf die ich nun eingehen möchte. Es handelt sich dabei um das Denkmal des „Arbeiters der Stirn und des Arbeiters der Faust,, das anlässlich des 50jährigen Betriebsjubiläums der Knoll AG auf deren Betriebsgelände in einer aufwendigen Feier am 03. Oktober 1936, eingeweiht wurde. [Folie 28]

Beschlossen hatte das Denkmal eine Betriebsversammlung knapp ein Jahr zuvor. Auf Drängen des Betriebszellenobmanns, des PG Albertini, hatte sich die Belegschaft damals bereit erklärt, zu dessen Finanzierung auf Teile der jährlichen Sonderzahlungen zu verzichten. Das Denkmal wurde auf diese Weise von der sogenannten Gefolgschaft, dem Aufsichtsrat und der Betriebsführung gemeinsam finanziert. Die Herstellung übernahm der Bildhauer Theo Siegle, [Folie 29] der in der damaligen Zeit auf dem Denkmalssektor in Ludwigshafen sehr aktiv war und auch in der Nachkriegszeit noch Denkmalaufträge in der Stadt ausführte.

Um den Aufstellungsort des Monuments gab es eine firmeninterne Diskussion, wobei sich schließlich die Lösung durchsetzte, mit der das Denkmal die größte Publikumswirkung erzielen konnte. [Folie 30] Es wurde gleich am Eingang der Fabrik, südöstlich vom Verwaltungsgebäude errichtet, also an einer Stelle an der die Belegschaft morgens, mittags und abends vorbei ging, und an der es auch von außerhalb des Werksgeländes sichtbar war. Zudem war es dann Bestandteil eines Platzes, der sich zu Aufmärschen und Versammlungen nutzen

ließ, ein Aspekt, der für die Nationalsozialisten ja bei Denkmalseinrichtungen immer eine zentrale Rolle spielte. Da das Denkmal somit trotz seiner Aufstellung auf einem Privatgelände in den öffentlichen Raum hineinragte und auch ragen sollte, ist es durchaus als öffentliches Denkmal anzusehen. Von seiner Grundanlage war es – wie so oft in Ludwigshafen – ein Brunnendenkmal. [Folie 31] In der Mitte des Brunnens befand sich ein Sockel mit einer Höhe von insgesamt 1,50 m, der aus einem Brunnenbassin herausragte. An den Seiten von dessen sichtbarem, nicht vom Wasser umspülten Teil befand sich eine Inschrift mit einem Zitat von Adolf Hitler: „Wollen wir als Gemeinschaft bestehen, dann müssen wir das Trennende überwinden,„. [Folie 32] Auf dem Sockel, quasi im Zentrum des Brunnens befand sich eine Figurengruppe. Diese bestand aus zwei drei Meter hohen, in schwerer Bronze gegossenen Gestalten, mit scharf profilierten maskenhaften Gesichtern und in die Ferne blickenden Augen. Die Oberkörper der Figuren waren unbekleidet, stolz in der Haltung. Sie strahlten Wille, Entschlossenheit, Aktionismus und Tatkraft aus. Sie wirkten heroisch und stark, geradezu unbesiegbar. Dabei waren sie aber nicht als Individuen ausgeführt, sondern erschienen eher als Typen des heroischen Menschen. Dies entsprach dem künstlerischen Stil der Zeit. Ein Stil, der sich einerseits durch Realismus auszeichnete, andererseits durch die Betonung des Monumentalen. Beides wurde verknüpft mit Einfachheit und Schlichtheit bei der Ausgestaltung des Motivs, mit der Ablehnung jeglichen schmückenden Beiwerks. Dies war letztlich jedoch keine Neuentwicklung der NS-Zeit, sondern eine Weiterentwicklung von Tendenzen vor 1933.

Vom Sinngehalt her stand das Denkmal von Anfang an unter dem Motto der Gemeinschaft, worauf schon die gemeinsame Finanzierung aller Mitglieder des Betriebes verweist. Anlässlich der Einweihung wurde dann auch in der Presse betont, dass es darum gegangen sei „ein Mahnmal der Gemeinschaft zu schaffen,„. Mit diesem Denkmal sollte anlässlich des Firmenjubiläums die Idee der Betriebsgemeinschaft gefeiert werden, also die angebliche Überwindung aller Klassengegensätze zwischen Arbeitnehmern und Unternehmern in den Betrieben durch den Nationalsozialismus. Dies wird in dem Denkmal auch explizit zum Ausdruck gebracht: Schon allein das Hitlerzitat [„Wollen wir als Gemeinschaft bestehen, dann müssen wir das Trennende überwinden,„] deutete auf dieses Motiv hin. Die Worte waren, wie es im Generalanzeiger anlässlich der Einweihungsfeier hieß, „*der Grundakkord, der das Denkmal umschwebt*„. Aber auch die Figuren selbst standen in diesem Kontext. So symbolisierte der „Arbeiter der Faust,„ – er hielt in der rechten Hand einen Hammer – die Arbeiterschaft und der „Arbeiter der Stirn,„ die Unternehmerseite. Beide Figuren waren nahezu identisch, was ihre innere Einigkeit zum Ausdruck bringen sollte. [Folie 33] Zudem legte der

Arbeiter der Faust, dem Arbeiter der Stirn die Hand auf die Schulter, was als ein Zeichen der Versöhnung gedeutet werden kann.

Dass die Idee der Betriebsgemeinschaft Fiktion war, dass von einer wirklichen Gleichberechtigung der Arbeiterschaft im Dritten Reich kaum geredet werden konnte, dass vielmehr mit diesem Modell der Betriebsgemeinschaft eine faktische Entrechtung des zuvor in Gewerkschaften organisierten Teiles der Betriebsangehörigen verbrämt wurde, kann aufgrund der Wesenszüge des NS-Staates kaum überraschen.

Meine Damen und Herren,

lässt man die bisher behandelten Denkmäler Revue passieren, so fällt auf, dass sich Charakter und Ausprägungen der Denkmalsetzungen in Ludwigshafen nur bedingt am spezifischen Charakter der Stadt als Industriestadt orientierten. Prinzipiell unterschieden sich die Denkmalsprojekte nicht von denen in anderen Städten, allenfalls macht ihre insgesamt geringe Zahl ein Spezifikum Ludwigshafens aus.

Wir haben bisher viel über die Motive und Umstände von Denkmalserrichtungen gehört. Doch was passierte mit den Monumenten danach? Konnten die Denkmäler den ihnen zugewiesenen Einfluss auf die Identität der Menschen ausüben und zu dauerhaften Zentren der Erinnerung werden?

Signifikant ist hierbei die Beobachtung, dass ein Denkmal nach dem Aussterben der Stiftergeneration vielfach nur noch auf geringes Interesse stieß. Denn im Laufe der Zeit wandeln sich die gesellschaftlichen Werte und Normen und das, wofür das Denkmal eigentlich steht, erscheint dann antiquiert, überholt oder ruft gar aufgrund eines politischen Systemwechsels oder eines radikalen Wertewandels dezidierte Ablehnung hervor. Im letzteren Fall kommt es dann häufig zum Denkmalsturz, denn die Sieger der Geschichte wollen oft das Weiterwirken der Ideen der Besiegten verhindern. Die wechselvolle Geschichte unseres Landes in den letzten zwei Jahrhunderten hat denn auch viele solcher politisch motivierten Denkmalsvernichtungen bewirkt. Aber weit mehr noch führten das Desinteresse der Nachwelt oder die mangelnde Aktualität eines Denkmals zu dessen Abbruch. Dann sind weniger politisch-ideologische Gründe entscheidend, wenn der Lebenszeit eines Denkmals ein Ende gesetzt wird, sondern meist stadtplanerische oder verkehrstechnische aber auch ästhetische Aspekte ausschlaggebend. Bleiben die Monumente erhalten, kommen sie selten über eine Mauerblümchenexistenz hinaus.

Von den vier untersuchten Ludwigshafener Denkmälern steht heute nur noch das Kriegerdenkmal vor der Apostelkirche an seinem Platz. [Folie 34] Im Zweiten Weltkrieg wurde es zwar stark beschädigt. Doch im Jahr 1954 erfolgte eine weitgehende Restaurierung, bevor man 1967 die beiden Seitenflügel des Denkmals mit den Namen der Gefallenen entfernte. Der Erhalt des Monuments war sicherlich begünstigt durch seinen ambivalenten Charakter, der eben auch andere Interpretationen zuließ als diejenige Ferckels von 1926. Nach dem Zweiten Weltkrieg sah man das Denkmal jedenfalls unter gänzlich anderen Aspekten, will man zumindest dem Mannheimer Morgen Glauben schenken, der 1976 über das Denkmal unter dem Titel berichtete: „Ehrenmale mahnen zum Frieden,„. Und von Frieden war 1926 nie die Rede gewesen.

Das erste große Ludwigshafener Denkmal, der Monumentalbrunnen, existiert heute nicht mehr. Bereits 1928 stand er zur Disposition als in der Stadt über die Neugestaltung des Ludwigsplatzes diskutiert wurde. Damals brach jedoch noch der Generalanzeiger eine Lanze für das Denkmal, der betonte, dass es „der Stadt ohne Frage zur Zierde gereicht und stets eine Sehenswürdigkeit bilden sollte,„. Doch so recht wollte man diesem Urteil nicht mehr folgen. [Folie 35] Ende März 1938 wurde er abgerissen mit der Begründung, dass „die überlebten Architekturformen des Brunnens...nicht zur vorgesehenen Ausgestaltung des Platzes als neuzeitliche Grünfläche,„ passen würden.

Das gleiche Schicksal hatte bereits 10 Jahre zuvor den Jubiläumsbrunnen ereilt, welcher der Errichtung des sogenannten Pfalzbaus – einem Veranstaltungshaus – weichen musste. Das Denkmal des „Arbeiters der Stirn und des Arbeiters der Faust,„ überlebte den Krieg und stand bis Anfang der 1970er Jahre auf seinem Sockel auf dem Werksgelände. Irgendwann in den darauffolgenden Jahren wurde die Figurengruppe dem Heimat- und Kulturverein Fußgönheim als Leihgabe überlassen, der sie ursprünglich in sein Museum integrieren wollte, dann die Figurengruppe aber wohl um 1986 unkommentiert auf einem freien Gelände beim Museum aufstellte. Das Denkmal erregte daraufhin bald heftigen Unmut und erzeugte Widerstand von Seiten verschiedener Künstler, die darin eine Verherrlichung des Faschismus erblickten und von Seiten des Landesverbandes Rheinland-Pfalz des Verbandes deutscher Sinti, der darin eine Provokation der Sinti und aller Überlebender des Holocaust sah. Der politisch-moralische Druck auf den Heimatverein und auf die Knoll AG wurde im Laufe mehrerer Jahre schließlich so groß, dass sich die Firma im November 1992 entschloss, das Denkmal wieder zurück zu holen und es auf ihrem Betriebsgelände „einzumotten,„. Dort befindet es sich heute noch.

Die vier Ludwigshafener Beispiele zeigen wie schwierig es offensichtlich ist, mit Zeugnissen der eigenen Vergangenheit umzugehen. Vernichtung und Uminterpretation von Geschichte prägen vielfach unseren Umgang mit älteren Denkmälern. Gleichzeitig aber wird, wie zu allen Zeiten bei der Neueinweihung solcher Monumente stets der Eindruck erweckt, als würden solche Bauwerke für die Ewigkeit bestimmt sein. Vielleicht weil die Handelnden es nicht besser wissen. Vielleicht aber auch weil wir alle es in einem solchen Moment nicht besser wissen wollen. Denn ein Zweifel an seiner unbegrenzten Dauerhaftigkeit wäre fast gleichbedeutend mit einem Zweifel an der Sinnhaftigkeit des aufgestellten Denkmals.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. [Folie 36]

## DISKUSSION

Dr. Herrbach-Schmidt: Eröffnet die Diskussion und bittet um Wortmeldungen.

Dr. Müller: Sie sagten, in die Industriestadt Ludwigshafen passten eigentlich diese in ihrem Kern bayerischen Gemälde gar nicht hinein, spielt da eigentlich auch noch der Spannungsbogen pfälzisch-bayerisch eine Rolle? In Heidelberg, auf der anderen Seite, ist ja etwa Joseph Nadler als pfälzischer Mundartdichter in einem Denkmal verewigt. Gibt es so pfälzische Denkmäler oder Erinnerungen in Form von Tafeln oder Inschriften?

Dr. Furtwängler: Also eine dezidiert antibayerische Denkmalsetzung gibt es in Ludwigshafen nicht. Aber ich habe auch nicht gemeint, dass das bayerische gar nicht hineinpasst, sondern diese Märchenlandschaft mit dem „Vater Rhein,, das passt ja noch, weil Ludwigshafen am Rhein liegt. Aber der Drache und die Nixen und so weiter, das hat ja eigentlich nichts mit der Szene, um die es geht, nämlich der Übergabe der Mauerkrone, zu tun. Das habe ich eigentlich damit gemeint. Dass da Allegorien vorkommen und dass die Allegorien der Bavaria und der Ludwigshafia vertreten sind, das ist typisch, das gehört in die Zeit. Aber dieses Andere, diese Nürnberger Spielzeugwarenschachtel, die der Kommentator der pfälzischen Rundschau ja auch kritisiert, das war eigentlich das Irritierende an diesem Denkmal. Und dies passte eigentlich auch nicht zu der Szene der Übergabe der Mauerkrone.

Dr. Müller: Also gibt es kein besonderes pfälzisches Sonderbewusstsein?

Dr. Furtwängler: Zumindest nicht in den Denkmälern. Es kommt höchstens vor in der Wortkombination „Bayern und Pfalz,, wo die Pfalz dann noch extra erwähnt wird, wenn auch nicht im Sinne von „Gott erhalt's“ und so. Aber dass es sozusagen ein antibayerisches, das pfälzische Sonderbewusstsein hervorhebendes Denkmal gegeben hätte, das lässt sich nicht sagen, das gab es nicht, was nicht heißt, dass es dieses Sonderbewusstsein überhaupt nicht gegeben hat. Das will ich damit nicht sagen.

Prof. Rödel: Herr Furtwängler, Sie haben ja eine ganze Menge von Faktoren aufgezeigt bei Ihrer anfänglichen Interpretation und Erklärung des Denkmalbegriffs. Und bei Ihrem Vortrag

ist mir dann bewusst geworden, wie sehr der Faktor einer Einbettung in die Landschaft dabei eine Rolle spielt. Es sind ja drei von Ihren vier Denkmälern mit Brunnen verbunden, also sind diese ein Stadtbildelement gewesen. Und wenn wir den Gedanken weiterspinnen: Sie haben auch gesagt, dass die Kriegerdenkmäler oder dass Denkmäler aus der NS-Zeit, vielleicht auch schon in den ausgehenden 20er Jahren, auch einen inszenatorischen Charakter haben, dass man also Volksversammlungen oder Aufmärsche oder so etwas damit verbinden konnte. Es ist mir auch in Erinnerung, dass es Kriegerdenkmäler gegeben hat, die schon vor der NS-Zeit geplant waren aber dann noch vollendet wurden, mit einem Akzent auf diesem Gesichtspunkt. Da gab es so ein Kriegerdenkmal mit einem Bering, Toreingang, das als Denkmal und zugleich auch als Versammlungsstätte gebaut wurde. So ein bisschen hat ja auch das Denkmal der Firma Knoll diesen Charakter gehabt. Es wäre aber meine Frage, ist denn in der Diskussion in Ludwigshafen nicht bemerkt worden, dass die Platzgestaltung im Grunde vorwiegend war? Dieser Gedanke drängt sich fast auf, man hat eben einen Platz gehabt und wollte etwas damit anfangen, und so entstand dieses Denkmal bei dem Brückendreieck, das ja diesen Platz füllen sollte und das sozusagen ein Stück Landschaft in die Stadt gebracht hat. Man kann natürlich darüber lächeln, dass das eigentlich nicht zusammen passt, die beiden allegorischen Figuren und darunter eine feenhafte Grottenlandschaft, fast wie in einem Märchenpark. Trotzdem hat es ja ein Stück Volksbelustigung in die Stadt gebracht mit dem vielen Wasser, mit Drachen, fast wie in Disneyland, und das war ja wohl auch ein Element, das bei den Leuten ankommen konnte. Andererseits veraltet so etwas, und so ist es auch kein Wunder, dass die Dreibrunnendenkmale später verschwunden sind, weil die Stadt sich weiterentwickelte und der Stadtraum dann so ganz andere Anforderungen stellt. Aber hat denn dieser Gesichtspunkt nicht eine größere Rolle gespielt in der Argumentation und auch in der Kritik als Sie es dargestellt haben? Das könnte ich mir denken!

Dr. Furtwängler: Ich denke man muss zwei Zeiten unterscheiden. Im Kaiserreich stand natürlich der städtebauliche Aspekt im Vordergrund. Da hat man nicht so sehr an Aufmärsche und so weiter gedacht. Das spielte da nie eine Rolle. Das ist, denke ich, ein Spezifikum der NS-Zeit. Vorher habe ich das auch nirgends gelesen, dass man das bei Planungen an Aufmarschgelegenheiten an einem Platz dachte. Ich denke, dass dies auch in der Weimarer Republik in Ludwigshafen keine Rolle spielte. In der NS-Zeit ist es schon so, dass hier eine Umkehrung der Wertigkeit kommt. Hier tritt der städtebauliche Aspekt zurück gegenüber dem von Ihnen genannten Aspekt, dass man da einen Aufmarschplatz schaffen möchte. Es gab z.B. eine Planung in der NS-Zeit für ein großes Kriegerdenkmal für gesamt Ludwigshafen, und das ist dann an der Standortfrage gescheitert, denn man wollte es ursprünglich, nachdem der Jubiläumsbrunnen schon beseitigt war, am Brückendreieck etablieren. Das hätte auch eine große Wirkung gehabt, weil da die deutsche Wehrmacht zum ersten Mal wieder über den Rhein gekommen ist. Da hatte die französische Fahne während der Zeit der Besetzung, also von 1918-1930 gestanden, also hätte dieser Platz einen symbolträchtigen Charakter gehabt. Nur war der Platz so verbaut, dass da überhaupt keine Aufmarschmöglichkeit gegeben war, und deshalb hat man den Plan verworfen. Man wollte das Denkmal dann auf dem Ludwigsplatz errichten mit dezidiertem Begründung, für die man mehrere Gutachten eingeholt hat. Sie besagte: Es muss in der Innenstadt liegen, muß gut erreichbar sein und es muss die Möglichkeit zu Veranstaltungen bieten. Das waren ganz zwingende Voraussetzungen. Ich denke, da überwiegt dann der

Charakter der Massenversammlung, und gerade diese Kriegerdenkmäler, auch die aus der Zeit des 70er Krieges, wenn man keines aus der Weimarer Republik hatte, wurden ja dann bei den sogenannten Heldengedenktagen in der NS-Zeit in Anspruch genommen, wo der Opfer sowohl des Ersten Weltkrieges wie auch der „NS-Bewegung“, gedacht wurde. Die entsprechenden Feiern wurden dann vor diesen Denkmälern abgehalten. Da gibt es auch relativ viele Fotografien, die ich jedoch nicht vorgeführt habe, weil das bei keinem der von mir gezeigten Denkmäler zutraf. Aber das wurde dann der eigentliche Haupt Gesichtspunkt, da gebe ich Ihnen recht, während in der Zeit des Kaiserreiches natürlich der städtebauliche Aspekt im Vordergrund stand.

*Prof. Roellecke:* Ich fand das alles sehr plausibel und sehr schön. Ich finde nur, dass die politische Perspektive das Problem ein bisschen verzerrt. Vielleicht kann man das gerade an diesem eben besprochenen Denkmal verdeutlichen, das ich unter künstlerischem Aspekt ich gar nicht so schlecht finde. Wir sind ja ähnliche Figuren auch aus der Zeit vorher gewohnt, das war ja nicht nur nationalsozialistisch. Ich frage mich doch, ob jene Künstler, die darauf bestanden haben, dass das wekommt, nun eigentlich recht haben oder haben sie nicht recht? Ich denke an Chemnitz, früher Karl-Marx-Stadt, da steht noch ein „wunderschöner“, riesiger Karl-Marx-Kopf da und erinnert also lebhaft an die DDR-Zeit. Ich weiß nun nicht, wie sich die Leute dazu verhalten, aber ich habe ich nicht den Eindruck, der Kopf verführe sie zu einer neuen marxistischen Diktatur. Das halte ich für ganz unwahrscheinlich. Er steht halt da, und heute ist man ein bisschen großzügiger. Bedeutet dieser Protest der Künstler eigentlich nicht, dass man die Vergangenheit einfach entsorgt? Das Denkmal muss weg, so wie man auch die Erinnerung an den Nationalsozialismus einfach tilgt. Ich würde sagen, das ist ein Problem. An Ihren Beispielen kann man ja, grob gesprochen, sehr gut sehen, dass Denkmale, diese jedenfalls, Versuche sind, Geschichte festzuhalten.

*Dr. Furtwängler:* Ja, dies gilt zumindest für die Zeit, in der sie errichtet wurden.

*Prof. Roellecke:* Und nun läuft die Geschichte weiter und geht auch über die Denkmale hinweg. Ihre ersten beiden Denkmale, das Ludwigs-Denkmal und das Jubiläums-Denkmal, die haben, finde ich, das übliche Schicksal von Denkmalen erlitten. Und wenn wir uns zu diesen jetzt anders verhalten, dann heißt das, dass uns dies in besonderer Weise eigentlich immer noch angeht, und das müsste man eigentlich unterscheiden. Also die allgemeine Theorie wäre die: Denkmäler erleiden das Schicksal von Geschichte, sind aktuell oder werden vergessen. Doch wenn sie erhalten bleiben, dann werden sie so alt, dass sie Kulturdenkmäler werden, und das muss man, glaube ich, unterscheiden. Und der politische Aspekt ist durchaus in der Lage, den kulturellen Aspekt zu verfremden.

*Dr. Furtwängler:* Da möchte ich Ihnen recht geben, natürlich ist es ein Problem, wie man mit Geschichte umgeht. Und das haben Sie ja angesprochen; was die Sicht der Künstler angeht, halte ich die auch für problematisch, weil man damit nur Geschichte entsorgt. Man hätte ja zumindest dieses Denkmal durch eine Texttafel erklären können, und damit wäre eigentlich das Problem, meiner Ansicht nach, gelöst gewesen. Dass es von der Konzeption her durchaus nationalsozialistisches Gedankengut transportiert, das halte ich allerdings für unstrittig, das geht aus der Struktur des Denkmals klar hervor. Nur, wie Sie schon sagten, den Karl-Marx-Kopf in Chemnitz lässt man ja auch stehen, und wenn man das dementsprechend aufarbeitet,

dürfte es eigentlich auch kein Problem bedeuten, auch so ein Denkmal zur Auseinandersetzung stehen zu lassen. Nur ist das eine politisch-ideologische Frage, wieweit bestimmte gesellschaftliche Gruppen dazu bereit sind.

*Frau Roellecke:* Ich glaube, man muss doch unterscheiden zwischen denjenigen Denkmälern, die nur auf Programm gemacht worden sind, also diesen ganzen ideologisch bestimmten Obelisken und so weiter, die kann man doch nicht in den Kontext stellen von Kunst. Es gibt ja auch Denkmäler die schon dadurch zeitlos werden, dass sie Kunstwerke hohen Grades sind. Diese hatten natürlich auch ein Programm, aber sie überdauern dann doch die Zeiten, weil sie eben gut sind, und dann verlieren sie auch nicht ihren Wert. Sie ändern ihre Aufgabe, aber sie verlieren nicht ihren Wert.

*Dr. Furtwängler:* Das ist, denke ich, eine sehr subjektive Einschätzung, was man als hohe Kunst betrachten möchte. Man kann natürlich immer zeittypisch sagen: Dieses Werk ist handwerklich besser als jenes, oder so weiter. Aber Kunst kann doch gewiss auch veralten. Denken Sie an die vielen Kunstwerke, die in irgendwelchen Remisen vor sich hin gammeln und vielleicht irgendwann einmal wieder entdeckt werden, weil es eine Renaissance einer bestimmten Kunstrichtung gibt. Ich glaube, dass man dieses Kriterium, das Sie ansprechen, dass etwas hohe Kunst ist, nur bedingt ansetzen kann. Es wurde auch zum Teil in Kriegszeiten angewandt, z.B. Metallspenden eingefordert wurden. Dann mussten die Gemeinden immer angeben, welche Denkmäler weniger wertvoll sind, so dass man sie einschmelzen kann und welche so herausragend seien, dass sie erhalten bleiben sollten. Nur würde das, was da im Einzelfall als herausragend oder weniger wertvoll eingeschätzt wurde, heute wahrscheinlich nicht mehr dieselbe Wertigkeit erfahren.

*Prof. Schwarzmaier:* Ich möchte noch einmal auf den politischen Aspekt zurückkommen und anknüpfen an das, was Sie ganz am Schluss gesagt haben, wo Sie geschlossen haben mit dem Wort: „dass Denkmäler eben doch für die Ewigkeit gebaut würden,“. Das ist natürlich eine Frage, die man stellen muss und die sich dann im einzelnen Fall immer erneut stellt. Derjenige, der ein Denkmal errichten läßt, möchte, dass es stehen bleibt, dass es Zeugnis ablegt von seiner Zeit, von seiner Intension, von den Ideen, die es verkörpert, und er möchte auch, dass das möglichst lange so bleibt. Das Wort „Ewigkeit,“ sollten wir nicht überstrapazieren, aber es enthält doch einen Aspekt, der als politisches Grundmotiv zunächst einmal im Vordergrund steht. Als Beispiel kommt mir da immer das Beispiel des Tannenberg-Denkmal in Ostpreußen. Es wurde erbaut als großes, politisches Symbol, natürlich dann auch als das Grab des 1934 gestorbenen Reichspräsidenten, der die Schlacht von Tannenberg gewonnen hat und der damit die Niederlage des Deutschen Ritterordens von 1410 revidierte. Das war massive historisch-politische Demonstration. Doch wenige Jahre danach änderte sich die politische Situation und das Tannenberg-Denkmal wurde sofort nach dem Umschwung wieder gesprengt. Das ist für mich ein Zeichen dafür, wie schnell solche Denkmäler ihren Ewigkeitscharakter verlieren können. Und solche Beispiele haben wir natürlich viele. Da braucht man nicht nur in die DDR zu schauen, das sind eben Dinge, die man unmittelbar nach einem politischen Umschwung so nicht mehr sehen möchte und bei denen man auch nicht möchte, dass es den Menschen zugemutet wird, diese Dinge noch in ihrer ursprünglichen Intension zu begreifen und diese verstehen zu wollen. Sondern man möchte im Grunde genommen allein schon die Frage nach der Intension beseitigen, indem man den Stein des Anstoßes beseitigt. Wenn es dann doch

stehen bleibt, wir haben und vorhin darüber unterhalten, dass in Sankt Petersburg das Denkmal Peters des Großen stehen geblieben ist oder der Karl-Marx-Kopf in Chemnitz, wenn es dann erhalten bleibt, dann ist dies einerseits ein Zeichen einer gewissen Toleranz derer, die danach gekommen sind und die geglaubt haben, es als historisches Relikt ohne aktuelle politische Aussage belassen zu dürfen. Und das wird es dann ja auch. Es wird ein historisches Symbol, das dann auch später nicht mehr in Frage gestellt wird, weil es eine veraltete Konzeption enthält, sondern das überdauert als altherwürdigen und symbolkräftiges Stück, das man in eine ganz anders geartete politische Gegenwart hineingeführt hat. Das ist vielleicht doch eine kleine Variante zu dem, was Sie gesagt haben.

Und wenn ich nun schon das Mikrofon in der Hand habe, so füge ich noch etwas ganz anderes an, das in der Diskussion bisher außer acht geblieben ist, das ist die religiöse Seite. Davon waren Sie ausgegangen und das ist auch meine Frage bei der ganzen Sache. Wenn ich etwa vom 18. Jahrhundert ausgehe, dann denke ich vor allem an das Grabmal. Ich habe dabei dieses riesige Grabmal des Türkenlouis vor Augen, in der Stiftskirche in Baden-Baden, wo seine Memoria gepflegt wird, sein immerwährendes Andenken, wobei es sich zunächst gar nicht um ein Denkmal handelt, sondern zunächst einmal um sein Grab. Aber natürlich ist er da abgebildet mit seinen ganzen Trophäen und der pompösen Inschrift, die bezeugt, was er geleistet hat, und so steht er in einer Kirche und vor Gott, und damit wird sozusagen der Ewigkeitscharakter eines Feldmarschalls mit seinen Taten im Diesseits, seine Erinnerungskultur, aber zugleich auch seine auf die Ewigkeit bezogene Stellung des Verstorbenen vor Gott dokumentiert. Bald danach gibt es das nicht mehr. Markgraf und Großherzog Karl-Friedrich hat kein Grabmal mehr, jedenfalls nicht in diesem Sinne. Aber dafür sind dann die Denkmäler da, das Karl-Friedrich-Denkmal auf dem Karlsruher Schlossplatz oder jenes seines Nachfolgers Ludwig am Rondellplatz. Dies charakterisiert – und das ist meine Frage oder meine Beobachtung dabei – die Säkularisation des Denkmalcharakters in einer Zeit, die den religiösen Ursprung oder einen der religiösen Ursprünge allmählich hinter sich lässt und sich statt dessen ganz konzentriert auf die Erinnerung an die Persönlichkeit in ihrer diesseitigen Leistung und dem, wovon man möchte, dass es den Menschen in Erinnerung bleibt. Wie schnell auch dies veraltet – viel schneller als das Grabmal im Kirchenraum, – das haben wir oftmals gesehen, und damit sind wir wieder beim Ausgangsthema: Man denke an das Denkmal Kaiser Wilhelm in Straßburg, welches das Bild der Stadt prägte und nach 1918 beseitigt wurde.

*Dr. Furtwängler:* Ja, das ist alles trefflich formuliert, da kann ich fast nichts mehr hinzufügen. Diese Säkularisierung weg von den Grabmälern in oder bei der Kirche hin zu einem profanen Platz stellt ja ein Kriterium dar, das eigentlich dieses moderne Denkmal auch ausmacht. Es gibt ja durchaus noch weiterhin pompös gestaltete Grabdenkmäler auf Friedhöfen, die an einzelne Personen erinnern sollen, nur steht das in einem anderen Rahmen und betrifft nicht mehr die von einer bürgerlichen Öffentlichkeit errichteten und betrachteten Denkmalskultur. Auf dem Friedhof bleibt dann immer etwas außen vor, und die Dinge, die dann in den von allen genutzten öffentlichen Raum hineinragen, gewinnen dann eine größere Bedeutung. Man hat deshalb ja auch versucht, die Denkmäler erstmals an zentralen Orten zu platzieren, oftmals neben der Kirche. Es gibt da ein ganz schönes Beispiel aus Rheingönheim, einem Ort, der 1938 zu Ludwigshafen kam, ein Kriegerdenkmal für den 1870er Krieg. Das sollte am Eingang zur Kirche stehen, und diese war eine Simultankirche und es gab heftigen Streit zwischen

Katholiken und Protestanten. Die Katholiken wollten nicht, dass das Denkmal zentral vor dem Kirchturm steht, weil dann plötzlich der Vorrang des Profanen vor dem Göttlichen deutlich werde. Sie hatten die Furcht, die Leute sehen nur noch dieses Denkmal und nicht mehr die Kirche. Das durfte nicht sein, und es gab eine riesige Auseinandersetzung darüber. Und dann ging es darum, ob das Denkmal nun zwanzig Zentimeter weiter rechts oder weiter links zu stehen kommt. Aber das waren im Prinzip nur vorgeschobene Gründe, weil es letztendlich darum ging, was Vorrang haben sollte, das Weltliche oder das Göttliche? Für die Protestanten war das weniger Ansatzpunkt zur Kritik, weil sie sich eher als Teil des neuen Kaiserreiches fühlten als die Katholiken. <Einwurf Dr. Müller: Das Kriegerdenkmal kann ja auch in der Kirche sein>. Das kann auch in der Kirche sein, aber dort ist es natürlich mehr eingebettet in eine religiöse Emblematisierung und ist auch in seiner Gestaltung meist sehr zurückhaltend. Meist sind es dann nur Gedenktafeln, beim 70er Krieg, die vielleicht noch ein Eisernes Kreuz haben, aber selten figürlich gestaltet sind. Jedenfalls kenne ich da kein Beispiel. Meist sind diese Denkmäler doch neben der Kirche, bleiben aber in ihrer Nähe, weil die Kirche ja meist im Zentrum des Ortes steht, und bei ihr der Friedhof. Beim Zweiten Weltkrieg, bei den Gefallenendenkmälern, sieht das ein bisschen anders aus.

Frau Schwarzmaier: Ich habe vorhin nicht richtig mitbekommen, wer bei dem zuletzt gezeigten Denkmal <dem Knoll'schen Denkmal von 1936> der Arbeiter der Faust und wer der Arbeiter des Geistes ist?

Dr. Furtwängler: Also der Rechte, von uns aus gesehen, der den Arm um den anderen legt, ist der Arbeiter der Faust. Er umarmt sozusagen die Unternehmenseite und zeigt damit ‚wir sind einig‘, also ein Versöhnungsgestus.

Frau Schwarzmaier: Aber der Arbeiter der Stirn, so scheint es, ist kleiner und wird demnach abgewertet?

Dr. Furtwängler: Nein, kleiner ist er nicht, die beiden sind gleich groß, wenn man die Plastik in der richtigen Perspektive betrachtet. Fast hat man den entgegengesetzten Eindruck, aber es ist wirklich so, die beiden sind eigentlich gleich groß <es entwickelt sich eine Diskussion über die Bewertung der beiden Figuren>.

Dr. Furtwängler: Jedenfalls sollte die Unternehmenseite ja nicht zu kurz kommen. Das sollte eigentlich auch symbolisiert werden: Gemeinschaft. Darunter steht ja „Gemeinschaft bestehen“, also der Gemeinschaftsaspekt ist doch ganz deutlich im Vordergrund, und es soll eben nicht das Trennende hervorgehoben werden, sondern das Aufeinanderzugehen und die Einheit beider Gruppen. Dass diese unterschiedlich wirken, das liegt tatsächlich an der Perspektive.

Dr. Herrbach-Schmidt schließt die Diskussion mit dem Dank an den Redner und die Diskussionsteilnehmer.